

**Luciano
De Crescenzo**

**Zio
Cardellino**

**Der Onkel mit dem Vogel
Roman · Diogenes**





江苏工业学院图书馆
藏书章

Luciano De Crescenzo

Zio Cardellino

*Der Onkel
mit dem Vogel*

Roman

*Aus dem Italienischen
von Ina von Puttkamer*

*Mit einem Vorwort
des Autors*

Diogenes

Titel der Originalausgabe:
»Zio Cardellino«
Copyright © 1981 by
Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano
Die Übersetzerin dankt Elisabeth Dreyssig
für ihre wertvolle Hilfe
Umschlagillustration:
Tomi Ungerer

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1988 by
Diogenes Verlag AG Zürich
200/88/42/1
ISBN 3 257 01784 7

Vorwort

Die Anregung zum *Zio Cardellino* verdanke ich Nino Manfredi: Es war im Sommer 1977; er, ich und Elvio Porta arbeiteten gemeinsam am Drehbuch zum Film ›La Mazzetta‹ nach dem Buch von Attilio Veraldi. An einem Augusnachmittag in Scauri stand Nino während einer Arbeitspause auf. »Wie gerne würde ich mal einen Film drehen, in dem der Protagonist sich nach und nach in einen Vogel verwandelt und schließlich ganz die Fähigkeit zu sprechen verliert«, erklärte er und gab zum ausschließlichen Vergnügen von Elvio Porta und mir eine herrliche Darstellung des Vogelmenschen, der sich anschickt davonzufiegen.

Die Idee begeisterte mich sofort: Wir besprachen die Sache ausführlich, und wie es halt so in der Welt des Films geht, wurde noch am gleichen Abend beschlossen, daß der nächste Film Nino Manfredis ›L'Uccello‹ (Der Vogel) heißen würde. Doch in dieser seltsamen Welt der schnellen Begeisterung passiert es dann ebensooft, daß aus solchen Ideen nichts wird: Nino folgte anderen Verpflichtungen, und ich kehrte eifrig zu meiner Büroarbeit zurück. In jener Zeit war ich noch bei der IBM beschäftigt, und nur indem ich eine längere Periode mir noch zustehenden Urlaubs benutzt hatte, war es mir möglich gewesen, die Arbeit am Drehbuch von ›La Mazzetta‹ zu Ende zu führen.

Der Vogelmensch jedoch hatte mich nie mehr ganz losgelassen, im Gegenteil, ich gebe zu, daß er sich in meinen Gedanken eingenistet hatte und mich dazu zwang, meine Umwelt aus

wenigstens drei Meter Höhe zu betrachten, gerade als wäre ich wirklich zu einem Spatzen geworden und lebte versteckt in den Zweigen eines Baumes. Während der Sitzungen im Büro geschah es zum Beispiel, daß ich mich in Gedanken auf dem Rahmen eines der an der Wand hängenden Bilder niederließ, und von dort folgte ich weiterhin dem Klang der Wörter, die gesprochen wurden, aber nicht ihrem Inhalt. Derweil hatten meine Gedanken Zeit, sich in Jugenderinnerungen zu vertiefen: das Gymnasium Jacopo Sannazzaro, die Freunde, der Griechisch- und Lateinlehrer, die erste Liebe usw. Einmal versuchte ich auch, mir die Reaktion meiner Kollegen und meines Chefs vorzustellen, wenn ich den Bilderrahmen verlassen hätte und um ihre Köpfe gekreist wäre, gerade wie es die Fliegen im Sommer tun, und wenn ich dann das Fenster angesteuert hätte, um in den Wolken zu verschwinden. Kurz: Ich war reif für einen Berufswechsel, und wirklich reichte ich kurze Zeit später die Kündigung ein.

Möglicherweise ist *Zio Cardellino* wirklich ein autobiographisches Buch, und sei es auch nur, weil nach dem Gesetz Flauberts jede Geschichte autobiographisch ist, was immer man auch schreiben mag; mir selbst war jedenfalls beim Durchlesen der Druckfahne noch immer nicht klar, ob es sich nun um eine der ungezählten Geschichten nach Ovids ›Metamorphosen‹ handelt oder um die eines Mannes, der verrückt wird, oder ganz einfach um die Erzählung meines Lebens in surrealistischer Form. In letzterem Fall sind jedoch sicher nicht autobiographisch: zum einen die Frau des Helden, die ganz und gar verschieden ist von meiner Ex-Frau, zum anderen die berufliche Umgebung, also die IBM ITALIA, wo ich zwar etwa zwanzig Jahre lang gearbeitet habe, die aber im Roman nur stellvertretend steht für irgendeine beliebige große nationale oder multinationale Firma. Praktisch ähneln sich alle diese Firmen untereinander: das Büro, die Sekretärinnen, der Chef, die Kantine, die Karriere, die Versammlungen sind nur feste Bestandteile eines unveränderlichen Regiebuchs. Es ist zwecklos, daß

sich meine früheren Kollegen den Kopf zerbrechen, um darauf zu kommen, wer sich hinter den Namen Bergami und Livarotti verbirgt. Es tut mir leid, wenn ich sie enttäusche: Bergami und Livarotti sind zwei universelle Entitäten (wie die Ideen Platons), geschaffen, um die Rolle des »leitenden Angestellten« als Ekel beziehungsweise die des »leitenden Angestellten« als armer Teufel zu vertreten.

Bleibe noch die Frage zu klären, ob *Zio Cardellino* ein humoristischer Roman ist, und damit betreten wir ein schwieriges Gebiet. »Was ist humoristische Literatur?« werde ich als erstes in jedem Interview gefragt. Achille Campanile erledigte das Problem mit der Antwort: »Ich weiß es nicht.« Die Mehrzahl der Leser meint jedoch, daß es dabei etwas zu lachen geben muß, für andere, sehr wenige, ist es nur eine besondere Erzählweise. Bei der ersten Gruppe entschuldige ich mich: Meine Erzählung ist nicht komisch, zu lachen gibt es wenig, und nicht einmal das Happy-End ist mir gelungen. Mit der zweiten Gruppe stimme ich eher überein: Für mich ist »humoristisch« ein Adjektiv, das nur die Form und nicht den Inhalt eines Werks beschreibt. Ich leugne das Bestehen einer humoristischen Gattung in dem Sinne wie man etwa von einer Gattung »Kriminalroman« oder »Liebesroman« sprechen kann. Bertrand Russel, Einstein und Gogol waren – um nur ein paar Namen zu nennen, die über jeden Verdacht erhaben sind – große Humoristen und hörten darum doch nicht auf, große Philosophen, Wissenschaftler oder Schriftsteller zu sein. Und außerdem: Wer hat denn behauptet, daß Lachen unterhaltend ist? Ich persönlich unterhalte mich zum Beispiel sehr viel besser, wenn ich ergriffen bin.

Luciano De Crescenzo

*Jede Übereinstimmung
mit wirklichen Ereignissen
oder mit tatsächlich existierenden
physischen oder juristischen Personen, mit
Gesellschaften, Firmen, Organisationen
oder sonstigen Hierarchien ist als
rein zufällig zu betrachten.*

Sieh mal einer an, so trifft man sich wieder: Granelli aus Siena, IBM-Verkaufsschulung im Februar '61, Zimmergenosse und Banknachbar. Er hatte sich überhaupt nicht verändert, im Gegenteil, er trug noch immer den gleichen dunkelblauen Nadelstreifenanzug. Aber nein, unmöglich: Wahrscheinlich war Granelli einer von denen, die doch immer wieder beim gleichen Modell landen, wenn sie in ein Geschäft gehen.

»Wie geht's«, begrüßte ihn Granelli. »Willkommen im Palazzo.«

»Danke, gut«, erwiderte Luca. »Aber ich hatte ja keine Ahnung, daß du auch in der Zentrale arbeitest.«

»Daß ich in der Zentrale arbeite?! Mein lieber Perrella, geboren bin ich in diesem Gebäude. Ich will ja nichts sagen, aber wenn ich nicht wäre, wäre die geschätzte Firma IBM ITALIA schon längst vor die Hunde gegangen. Vergiß nicht, daß es meine Wenigkeit ist, die alles sieht, überwacht, untersucht und am Ende die Entscheidungen fällt, ohne daß es jemand merkt. Solltest du also auch den Wunsch nach einer schnellen und brillanten Karriere haben, so kann ich dir nur einen Rat geben: Stell dich stets gut mit deinem treusorgenden Freund, dem Ingegner Granelli.«

Typisch Granelli, immer noch der alte. Luca hatte noch nicht einmal Gelegenheit gefunden, guten Tag zu sagen, da hatte er sich schon als sein offizieller Beschützer angeboten.

»Vielen Dank«, sagte Luca, »aber um ehrlich zu sein, ich bin gar nicht allzu scharf darauf, Karriere zu machen.«

»Auwei, auwei, Perrella, das fängt ja gut an! Punkt 1: Im Palazzo kannst du machen, was du willst, du kannst arbeiten oder so tun als ob, du kannst der Generaldirektion um den Bart gehen oder sie beschuldigen, die Arbeiterklasse auszubeuten. Nur eines darfst du niemals: laut sagen, daß du nicht die Absicht hast, Karriere zu machen.«

»Gott sei Dank sind nicht alle Menschen gleich: Es gibt auch welche, die nicht ehrgeizig sind.«

»IBM-Leute sind es immer. Denk daran, *IBM-men* müssen groß sein, schlank, dunkel gekleidet und versessen darauf, Karriere zu machen. Du mußt einfach Karriere machen, du mußt größer werden und schlanker, sonst ist die Firma beleidigt – und vor allem darfst du nicht in Freizeitschuhen mit Gummisohlen ins Büro kommen.«

»Einverstanden, aber gesetzt den Fall, einem ist die Karriere nicht so wichtig: Die anderen, die Karrieremacher, müßten doch froh sein, und sei es auch nur, weil sie einen Konkurrenten weniger haben.«

»Weit gefehlt! Macht gefällt doch gerade, weil sie Neid weckt. Wenn die unten aufhören, neidisch zu sein, verrät du mir mal, warum es dann noch Spaß machen sollte, Macht zu besitzen. Die Regeln müssen eingehalten werden: Wer oben ist, muß das auskosten, und wer unten ist, muß darunter leiden. Schwöre mir, Perrella, daß du nie mehr solchen Schwachsinn daherredest und vergiß vor allen Dingen nicht, hin und wieder zu deinem Chef zu gehen und dich darüber zu beschweren, daß du nicht Karriere machst. A propos, stimmt es, daß du zum Direttore DP befördert worden bist?«

»Ja, im vergangenen Monat.«

»Richtig, ich muß es irgendwo gelesen haben . . . aber warte mal, wo ist denn die Pflanze?« fragte Granelli und schaute sich dabei um. »Und da fehlt auch die Karaffe mit den zwei Gläsern.«

»Die Karaffe?«

»Allmächtiger Gott, Perrella!« rief Granelli und blickte vol-

ler Verzweiflung gen Himmel. »Wenn ihr aus den Filialen in der Zentrale ankommt, hat man immer den Eindruck, ihr kämt gerade vom Mond. Tu mir den Gefallen, wach auf, und mach dir wenigstens ein paar Notizen, damit ich nicht umsonst rede. Jeder Direktor der Stufen 59 oder 60 hat Anspruch auf ein drei Baueinheiten großes Zimmer mit den folgenden Eigenschaften: Fenster zur Straßenseite, Direktionspflanze, dunkelbrauner Teppichboden, Nußbaumschreibtisch, drei rote Sessel, davon einer mit Rollen, ein Telefon mit direkter Fernwahlmöglichkeit, eine Chromkaraffe mit stets frischem Mineralwasser und Gläsern, deren Zahl proportional ist zum Dienstgrad des Direktors.«

»Und wie viele Gläser hast du?«

»Über die Gläser reden wir später, jetzt kümmern wir uns erst einmal um das Problem mit der Pflanze. Also, zuallererst gehst du zu Mancinelli, sagst ihm, du kommst von mir, und verlangst eine Pflanze, Typ *Direttore DP*, mindestens einsdreißig hoch. Laß dir keinen *Philodendron* geben, das ist eine Pflanze Typ *receptionist* und nur etwas für jemanden, der unten in der Eingangshalle sitzt. Und laß dir auch keinen *ficus panduratum* andrehen, der bringt Unglück, unberufen, der kann dich ganz schön in die Bredouille bringen. Marsigni, Gott hab ihn selig, dem haben sie einen gegeben, und keine drei Monate hat es gedauert, da haben wir ihn schon zu Grabe getragen. Nimm irgendeine immergrüne Pflanze mit so vielen Blättern wie möglich. Denk an den Spruch: Denn die Zahl der Blätter zeigt allen deine Wichtigkeit.«

»Und wenn ich nun statt der Pflanze ein Poster mit Waldansicht verlange? Mehr Blätter gibt's nicht!«

»Du würdest sofort zur Sekretärin deklassiert. Und wenn du dir dann auch noch ein paar Nippesfiguren auf den Schreibtisch stellst, dann dauert es keine Woche und sie lassen dich die Korrespondenz tippen. Nein, mein Lieber, dein Büro muß Effizienz und Macht ausdrücken. Deshalb kleb statistische Tabellen und farbige Diagramme an die Wände, und vergiß die

Abkürzungen nicht, die machen immer Eindruck. Keine Sorge, wenn sie keinen Sinn haben: Niemand wird sich jemals zuzugeben trauen, daß er sie nicht kapiert. Und jetzt zu den Karaffen: Also, jede Stufe 59 hat den Anspruch auf eine verchromte Thermoskanne mit zwei Gläsern aus Halbkristall auf dem entsprechenden Möbel. Beim Aufstieg von Stufe 59 auf 60 werden es vier Gläser.«

»Aber gibt es denn im Ernst jemanden, der so etwas wichtig nimmt?«

»Was, du machst wohl Witze? Die Statussymbole sind die tragenden Säulen der ganzen Motivationspolitik der Firma. Wenn du es nicht glauben willst, dann beobachte mal das Verhalten von all denen, die in den nächsten Tagen dieses Zimmer betreten: Als erstes werfen sie einen Blick auf das Tischchen. Der Grund? Sie wollen wissen, mit wem sie es zu tun haben. Danach wirst du für sie Dottor Perrella mit Karaffe, Dottor Perrella ohne Karaffe, Dottor Perrella zwei Gläser oder Dottor Perrella vier Gläser.«

»Ich fürchte, es wird mit schwerfallen, mich an das Leben in der Zentrale zu gewöhnen.«

»Sicher ist es schwierig! Nur gut, daß ich da bin, um dir zu helfen. Stell dir vor, einmal haben die Ausbilder der Grundkurse erfahren, daß im Lager Hunderte von Karaffen lagen und haben eine pro Kopf verlangt. Sie sagten, sie würden acht Stunden ununterbrochen reden und hätten davon eine trockene Kehle. Dummköpfe! Sie glaubten, bei der IBM genüge es, Durst zu haben, um Mineralwasser zu bekommen. Mancinelli war damals gerade in Urlaub, und einer seiner Stiefellecker wollte es ihnen recht machen. Heiliger Himmel! Kaum hatten die Chefs die so hochheiligen Karaffen gesehen, die offen auf den stinkigen Schreibtischen der Ausbilder standen, wurden sie fuchsteufelswild, und, geben wir's doch ruhig zu, sie hatten gar nicht so unrecht. Wo gibt's denn so was, sie hatten geschuftet wie die Blöden, um auf Stufe 59 zu kommen, und da erdreisteten sich so ein paar Hampelmänner, hierarchische

Regeln zu durchbrechen, die schon aus grauer Vorzeit überliefert sind.«

»Und was ist dann passiert?«

»Innerhalb von vierundzwanzig Stunden wurden alle Karaffen durch einfache Mineralwasserflaschen ersetzt. Aber der Wasserkrieg war noch nicht zu Ende: Als die Verkaufsdirektion sah, welche Faszination von diesen verdammten Karaffen ausging, beschloß sie, zehn davon für die besten *salesmen* des Jahres als Prämie auszusetzen. Und so gibt es heute bei der IBM mindestens zwölf Personen, die in ihrem Büro eine Chromkaraffe haben, obwohl sie keine Chefs sind. Aber Vorsicht, auch für sie gab es eine kleine Enttäuschung: Die Unglückseligen waren in dem guten Glauben, daß sie mit der gewonnenen Karaffe gleichzeitig auch Mineralwasser bekommen würden. Weit gefehlt! Da sie nicht auf der Liste *wvd*, Wasserverteilung Direktoren, standen, nahmen die zuständigen Leute in der Beschaffungsabteilung mit Recht ihre Existenz gar nicht zur Kenntnis. Deshalb sieht man manchmal morgens jemanden ins Büro gehen, die Mineralwasserflasche hinterm »Corriere della sera« versteckt: ein Selbstversorger. Fassen wir zusammen: es gibt heutzutage bei der IBM ITALIA fünf Kategorien von Angestellten: die mit Karaffe und vier Gläsern, die mit Karaffe und zwei Gläsern, die mit Karaffe ohne Wasser, die mit Wasser aber ohne Karaffe und die, die nichts haben und die, wenn sie Durst haben, aufs Klo gehen müssen und deshalb frustriert sind.«

»Vielleicht wäre es einfacher gewesen, Uniformen einzuführen – mit Rangabzeichen am Ärmel.«

»Ja, ja, schon gut, noch hast du leicht reden, du bist neu in der Zentrale; ich möchte dich mal sehen, ob du nicht auch in einem Monat mit der Nase am *bulletin board* klebst, um die Beförderungen aller Kollegen zu kontrollieren. Lieber Perrella, was soll ich sagen: Willkommen in der Großen Familie!«

»Willkommen in der Großen Familie«, ertönte es im gleichen Moment, wie ein Echo, draußen vor der Bürotür.

Die beiden Freunde erhoben sich, um den Neuankömmling zu begrüßen, ihren gemeinsamen Chef, den Ingenieur Livarotti.

»Nun, Dottor Perrella, sind Sie zufrieden, daß Sie in der Zentrale sind?« fragte Livarotti und führte sein sprichwörtliches Willkommenslächeln vor.

»Ja, danke, Ingegnere.«

»Aber ich sehe . . ., Ihr Büro ist noch nicht in Ordnung!« rief Livarotti, während er sich umsah. »Ingegnor Granelli, begleiten Sie Dottor Perrella zu Mancinelli und sehen Sie zu, daß das Büro sobald als möglich funktionsbereit gemacht wird. Gehen Sie in meinem Namen hin. Sie, Dottor Perrella, kommen bitte in mein Büro. Haben Sie schon Signorina Cusani, unsere Sekretärin, kennengelernt? Signorina Cusani, Signorina Cusani . . . ah, da ist sie ja. Signorina Cusani, ich stelle Ihnen unseren neuen Mitarbeiter vor, Dottor Perrella. Dottor Perrella übernimmt die Stelle von Ingegnor Rossini. Signorina Cusani, rufen Sie bitte Mancinelli an und bestellen Sie ihm von mir, daß das Büro von Dottor Perrella in einem erbärmlichen Zustand ist. Ich verstehe nicht, warum man nicht dafür gesorgt hat, daß er das Büro in perfekter Ordnung vorfindet; schließlich wußten doch alle, daß Perrella heute ankommen würde. Immer muß ich selbst an alles denken. Lieber Perrella, wir sind hier wie eine große Familie, aber das werden Sie schon gemerkt haben. Seien Sie bitte so freundlich, nachher noch in mein Büro zu kommen. Ich muß Sie sprechen.«

... Luca Perrella blieb lange im Büro. Als um sechs die Putzfrauen mit ihren Staubsaugern kamen, mußte er sich wohl oder übel davonmachen: Er ging in die Bar gegenüber (gerade lang genug, um einen Kaffee zu trinken und einem Jungen drei oder vier Spiele lang am Flipperautomaten zuzuschauen) und kehrte nach einer halben Stunde wieder in sein Büro zurück. Er öffnete das Fenster, schob den Sessel auf Rollen vor die Fensterbank und ließ sich auf ihm nieder; er saß reglos da, beobachtete die Straße und schaltete nicht einmal das Licht an.

Mailand war an diesem Tag wunderbar gewesen. Es ist unglaublich, wie schön Mailand manchmal im Frühling werden kann! Eine leichte Brise hatte genügt, um wie durch Zauberei im Norden die Berge auftauchen zu lassen, die noch leicht mit Schnee bestäubt waren. Er hatte es schon immer gesagt: um sich einen blauen Himmel zu sichern, hätten sich die Mailänder zwischen Monza und Sesto San Giovanni einen riesigen Ventilator bauen müssen, zehnmal so hoch wie der Eiffelturm. Aber wer weiß, wie das den Charakter der Mailänder verändert hätte. Vielleicht hätten dann alle die Lust zu arbeiten verloren und Italien wäre in die schwärzeste aller Wirtschaftskrisen gestürzt, bis ein paar Römer voller Verzweiflung nach Mailand heraufgekommen wären, um den Ventilator zu zerstören.

Lucas Gedanken wanderten zurück zu seinem Hochzeitstag: Er erinnerte sich an die graue Nässe, die wirkte, als hätte sich plötzlich eine Wolke bis auf die Erde herabgesenkt. Vielleicht hätte er ja nie geheiratet, wenn an jenem Tag vor sieben

Jahren schönes Wetter gewesen wäre. Für einen Südtaliener ist es ein leichtes, sich zur Ehe zu entschließen, nur weil er es nicht mehr erträgt, im Grau zu leben und in billigen Lokalen, in irgendeiner *tavola calda*, zu essen. Die ersten Tage in Mailand waren schrecklich gewesen. An dem Abend, an dem er ankam, landete er in einer etwas abgelegenen Pension am Ende des Viale Marche. Er packte seine Koffer aus, und obwohl es schon spät war, ging er noch einmal fort, um ein Restaurant zu suchen. In seiner Unkenntnis der Stadt hatte er es vorgezogen, nicht das Auto zu nehmen; stattdessen ging er zu Fuß los. Aber da begann sich ganz langsam, geradezu heimtückisch, der Nebel herabzusenken. Er verzichtete sofort darauf, weiter nach einem Restaurant zu suchen, und floh in eine Bar: bestellte nur ein Bier und zwei Sandwichs. Als er hinaustrat, merkte er, daß der Nebel noch dichter geworden war. In breitem Dialekt hörte er die Stimme eines Neapolitaners: »So schlimm wie heute abend hab ich es noch nie erlebt!« Vielleicht lag es an seiner Aufregung über den ersten Nebel, sicher ist jedenfalls, daß er sich nicht mehr erinnern konnte, ob er von rechts oder von links kommend auf die Bar gestoßen war. Er ging noch einmal hinein und fragte den Barman nach der Pension ›America‹. Der erklärte, er sei aus Bari und lebe erst seit zwei Monaten in Mailand, und von diesem ›America‹ habe er noch nie etwas gehört. Er ging wieder hinaus und schlug aufs Geratewohl eine Richtung ein. Er lief und lief, wer weiß wie lange, er tastete sich mit den Händen an den Hauswänden entlang und hielt an jedem Eingang inne, in der Hoffnung, auf sein unauffindbares ›America‹ zu stoßen. Nichts zu machen: niemand, den er hätte fragen können. Nach zehn Uhr abends scheint Mailand in einigen Vierteln wie ausgestorben. Die einzigen Dinge, die sich bewegten, waren die Scheinwerfer der Autos, die im Nebel auftauchten und wieder verschwanden. Und alle diese Autos erschienen Luca wie ferngesteuert. Ja, vielleicht waren es nicht einmal Autos, sondern nur Lichter, extra für ihn dort angebracht, um die Situation noch dramati-